

Gedankensplitter zu ausgewählten Bibelstellen

Serie A – Teil 4 (2022)

Im Folgenden werden skizzenhafte Überlegungen wiedergegeben, die in sog. „Ansprachen“ im Rahmen von Wort-Gottes-Feiern, wie ich sie seit dem Jahr 2016 vielfach abgehalten habe, ihren Niederschlag gefunden haben.

Dabei ist einerseits zu beachten, dass der dafür zur Verfügung stehende Rahmen in zeitlicher Hinsicht jeweils eng – nämlich auf 5 bis 10 Minuten (entspricht etwa 2 Manuskriptseiten) – begrenzt war und ist. Andererseits konnten auch die Bibelstellen nicht frei ausgewählt werden, sondern diese und damit auch die maßgebliche (Schwerpunkt-)Thematik waren in der Regel durch die Wochen- bzw. Sonn- und Feiertagsleseordnung bindend vorgegeben.

Eine weitergehende Vertiefung bzw. mehr thematischer Freiraum wäre durchaus wünschenswert gewesen.

Von einer dementsprechenden „Nachbearbeitung“ wird hier jedoch bewusst abgesehen – vielmehr sollen dem geneigten Leser (ebenso wie den damaligen Mitfeiernden) Anregungen zu eigenständigem und weiterführendem Nachdenken offen bleiben ...

Deskriptoren:

Weltfrauentag; traditionelle Denkmuster; Kinder oder Karriere; Marktwirtschaft und unbelohnte Pflege- und Erziehungsleistungen; mangelnde kirchliche Vorbildwirkung; emotionale Intelligenz; Einheit und Dreifaltigkeit; Urknall, Zufall, Schöpfungsakt; Sinn des menschlichen Daseins; „Survival of the fittest“; Autokratie – Demokratie – Sorge für den Nächsten; Jenseitsvorstellungen; bedingungsloses Geliebtwerden; Zeitlosigkeit; Vergangenheitstraumata und Zukunftsängste; Jüngstes Gericht – ausgleichende Gerechtigkeit bereits im Diesseits; menschenverursachtes Leid, Unglück und Katastrophen; aufrichtige Reue; Diesseits als Durchgangsstadium und Bewährungsprobe; Dankbarkeit und Demut; Anspruchsdenken; Solidarität – Egois-

mus – Ellbogentechnik; Selbstreflexion; Tod und Überlebende; objektive Ungerechtigkeit und Ungleichheit der Startbedingungen – Pflicht zur Solidarität und Nächstenliebe; pfarrliche Neuorganisation; Neugestaltung der Messfeier; Traditionalismus; Konservativismus; Formeln und Stereotype; Event-Generation; Aufgeschlossenheit; Klimawandel; Weltklimakonferenz; Fehlerkultur – aus Fehlern lernen; Schuldigensuche und Verantwortungsdelegation; Sanktionslosigkeit; politische Eitelkeit; Irrationalität und Verzicht

30.) ad

Lk 11, 29 – 32

Gestern war Weltfrauentag.

In diesem Zusammenhang wurde schon in den Messen am vergangenen Wochenende auf das Projekt „AKKMA“ anlässlich des heurigen Weltgebetstages der Frauen hingewiesen: Ein kirchliches Projekt auf den Philippinen – allerdings vor dem Hintergrund, dass sich bisher leider noch immer nichts Entscheidendes getan hat bzw. traditionelle Denkmuster nach wie vor dominieren – auch in unserer sonst so fortschrittlichen westlichen Welt.

Und im säkular-weltlichen Bereich titelte diesbezüglich beispielsweise die Wochenzeitung „Die Furche“ vom 3. März 2022 (Seite 9) sehr nüchtern und auf den Punkt gebracht: *„Als Frau muss ich mich entscheiden“*.

Als wesentliche Eckpunkte wurden im nachfolgenden Artikel festgehalten, dass sich die in unserem Land immer noch vorherrschenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dahin zusammenfassen lassen, dass die Aufgaben der Pflege und Sorge faktisch weitaus überwiegend in den Händen von Frauen liegt. Und davon ausgehend sehen sich viele Frauen häufig – bewusst oder unbewusst – vor eine ganz grundlegende Entscheidung gestellt, nämlich: (nicht „Kinder **und** Karriere“, sondern) „Kinder **oder** Karriere“. Denn es führt in Wahrheit kein Weg daran vorbei, dass sich Beides vor dem Hintergrund einer dominierend-marktwirtschaftlich globalisierten Weltordnung in der Regel schlechthin nicht vereinbaren lässt.

Zugleich sind mit dieser Festlegung auch irreversible Konsequenzen verbunden, die die weitere Lebensplanung von Frauen maßgeblich und einschneidend prägen.

Haben Frauen bzw. Lebenspartnerschaften – zumindest überwiegend – den Wunsch, Kinder zu bekommen, dann ist damit unweigerlich eine mehr oder weniger lange Unterbrechung der weiblichen Berufstätigkeit verbunden. Und während dieser Zeit bleibt – was vielfach übersehen wird – jedenfalls die in unserer Gesellschaft unabdingbare fachliche Weiterbildung auf der Strecke. Deshalb ist auch keineswegs sicher, ob nach der Karenzzeit eine Rückkehr auf den angestammten Arbeitsplatz möglich ist – vor allem, wenn und weil künftig statt der früheren Vollzeit- dann nur mehr eine Teilzeitbeschäftigung möglich ist. Als weitere Folge wirken sich die Karenzjahre und Teilzeitbeschäftigung auch massiv negativ für die Pensionsversicherung aus. Hinzu kommt auch noch die für viele Frauen kontinuierlich steigende zeitliche Beanspruchung der Bildungsbegleitung für ihre Kinder. Lukrative, zugleich aber meist zeitintensive Berufsbilder – wie Ärztinnen, Rechtsanwältinnen, unternehmerische Führungspositionen o.Ä. – scheiden damit für Frauen schon von vornherein aus, es sei denn, dass ihnen ihre Lebenspartner oder sonstigen Familienangehörigen zur Seite stehen, indem sie einen maßgeblichen Teil der Sorge- und Pflegearbeit übernehmen. Gerade Letzteres funktioniert aber in der Praxis häufig nicht, geschweige denn klaglos, wie sich beispielsweise anhand des wenig erfolgreichen „Väter-Karenz“-Modells oder anhand der unterschiedlichen Einkommenshöhe bei gleicher Arbeit von Männern und Frauen zeigt.

Ein Ausweg aus diesem „circulus vitiosus“ lässt sich nur finden, wenn jene Ersatzleistungen, die ihre Ursache letztlich im wirtschaftlichen Wettbewerb haben, von der Gesellschaft als Solidargemeinschaft, also vom Staat, erbracht werden. Ansätze dazu gibt es ja bereits, indem staatliche Kinderbetreuungseinrichtungen – wie insbesondere Kindergärten und Schulen – bestehen. Allerdings vermögen diese vor allem das zeitliche Ausmaß, in dem eine stellvertretende Beaufsichtigung für den Nachwuchs erforderlich ist, bei weitem nicht abzudecken. Wer es sich finanziell leisten kann, weicht daher auf private Fürsorgeeinrichtungen aus; andernfalls bleiben entweder die Eltern bzw. in erster Linie die Mütter einerseits oder die Kinder andererseits gleichsam auf der Strecke: Sie gleiten in eine pekuniäre oder in eine Bildungsarmut oder in Beides ab.

Eine weitere Lösung könnte darin bestehen, Karenz-, Kindererziehungs- und Altenpflegezeiten sowie auch Hausarbeit gleichsam „1:1“ abzugelten und für die Pensionen anzurechnen. Dies ist jedoch nur in Volkswirtschaften möglich, die sich ein derartiges Modell auch finanziell leisten können, wobei insoweit zugleich auch ein nicht

unerheblicher Kontroll-, d.h. bürokratischer Aufwand zu berücksichtigen wäre. Dazu kommt, dass Wirtschaftswachstum ganz allgemein gesehen letztlich nicht unbegrenzt möglich ist.

Im Ergebnis steht sich damit unser marktwirtschaftliches System gleichsam selbst im Weg, weil es im Prinzip nur die tragenden Faktoren „Angebot“ und „Nachfrage“, nicht aber auch essentielle, nicht in Geld messbare emotionale und empathische Bedürfnisse des Einzelnen und der Gesamtgesellschaft berücksichtigt.

Vor einigen Jahren war auf dem Titelblatt der Ausgabe der „Linzer Kirchenzeitung“ zum Weltfrauentag zu lesen: *„Die Kirche ist weiblich“*. Leider waren damit nur die Arbeitsfunktion und der Anteil an den Kirchenbesuchern, nicht aber auch die Quote an Führungsfunktionen in der Kirche gemeint. Dort sind die Frauen nämlich auch heute noch immer nicht angekommen.

Langfristig gedacht ist es sicher so: Solide Seelsorge-, Pflege- und sonstige Sorgearbeit ist wichtiger als exponentielles Wirtschaftswachstum. Und: Würden daher wirklich essentiellen Leitungs-, Führungs- und Entscheidungsfunktionen von Frauen statt von Männern bekleidet sein, dann würden Meinungsverschiedenheiten generell in wesentlich zivilisierteren Formen gelöst werden; ziemlich sicher hätte es jedenfalls vor zwei Wochen keinen kriegesischen Überfall auf die Ukraine gegeben.

In dem Spruch: *„Dumme Gesellschaftssysteme unterdrücken ihre Frauen; weniger dumme gleichberechtigten sie zumindest; kluge Systeme aber verehren sie und bedienen sich ihrer emotionalen Intelligenz.“* steckt letztlich wohl wesentlich mehr als bloß nur ein Körnchen Wahrheit ...

31.) ad

Joh 21, 20 – 25

Jesus, der Vater und der Heilige Geist sind eins – oder vielleicht ein bisschen verständlicher umschrieben: Gott äußert sich den Menschen in drei Formen, nämlich

- als der allmächtige Weltenschöpfer; als solcher ist er den Menschen gleichsam entrückt, ihnen übergeordnet und für sie quasi unerreichbar;

- demgegenüber identifiziert er sich in der Gestalt von Jesus Christus mit den Menschen vollständig, er stellt sich also mit diesen auf eine Stufe, d.h. er fühlt, leidet und freut sich mit ihnen;
- am wenigsten nachvollziehbar bleibt jedoch gemeinhin die göttliche Gestalt des Heiligen Geistes.

Weil man als Mensch in aller Regel nicht abstrakt, sondern vorzugsweise in möglichst leicht verständlichen Bildern und Analogien denkt, stellt sich uns also die Frage: „Wie soll man sich einen ‚Heiligen Geist‘, ein körperlich unsichtbares und ungreifbares Etwas, eigentlich vorstellen“?

Ein möglicher Grundzugang könnte darin bestehen, dass der göttliche Geist – in der Philosophie auch mit den Begriffen „nous“ oder „logos“ bezeichnet – gleichsam als eine Klammer zwischen den beiden anderen, bildlich leichter erfassbaren Erscheinungsformen „Vater“ und „Sohn“ gedacht werden kann. Denn auf das Wesentliche reduziert gibt es prinzipiell nur zwei Alternativen, um die Erschaffung und den Lauf der Welt zu erklären, nämlich

- entweder das Modell „Anfangszufall und Kausalität“, d.h., dass die Welt rein zufällig entstanden ist und sich davon ausgehend nach dem Grundsatz „Ursache und Wirkung“ weiterentwickelt hat
- oder die planhafte Erschaffung und Fortschreibung durch einen göttlichen Schöpfungsakt.

Beide Theorien haben jeweils ihre Stärken und Schwächen – so kann die Kausalitätstheorie vor allem nicht erklären, wieso es irgendwann einmal zu einem In-Gang-Setzen des Weltgeschehens gekommen ist; dem gegenüber krankt die Theorie der göttlichen Schöpfung vor allem daran, dass sie nicht in naturwissenschaftlicher Form bewiesen werden kann.

Letztlich ist es somit jeweils eine Frage des individuellen Glaubens, ob sich ein einzelner Mensch für die eine oder für die andere Alternative entscheidet. Insoweit lässt sich gegenwärtig nicht genau quantifizieren, welche dieser beiden Weltsichten gegenwärtig überwiegt. Bis zur sogenannten „Aufklärung“ im 16. Jahrhundert dominierte jedenfalls der Glaube an eine göttliche Schöpfung und Weltlenkung. Heutzutage scheint eher die bequemere – weil den Menschen im Ergebnis unabhängiger machende – Sichtweise eines rein physikalisch-chemisch ablaufenden Weltgeschehens vorzuherrschen, in dem ein göttlicher Geist keine Rolle spielt.

Im Lichte des Pfingstfestes erhebt sich also die Frage: Was lässt sich in der heutigen Welt noch für einen alles durchwehenden göttlichen Geist argumentativ ins Treffen führen?

Vielleicht die folgende Überlegung: Wenn die Abfolge von Ursache und Wirkung ohne einen gleichsam übergeordneten Gesamtplan vor sich gehen würde, dann erhebt sich doch umgehend die Frage, welchen Sinn das menschliche Dasein überhaupt haben würde. Relativ rasch käme man so zu der Entscheidungsalternative, entweder – primär individuell betrachtet – das Leben (am besten möglichst zügellos) zu genießen oder darüber hinaus – nämlich mehr gesamtheitlich besehen – auch die menschliche Art und unseren Planeten als solchen zu erhalten und positiv weiterzuentwickeln. In beiden Fällen läuft eine solche Grundhaltung dann – und zwar entweder in direkter oder in einer mehr moderaten Form – am Ende unweigerlich auf eine Akzeptanz des Gedankens des „Survival of the fittest“ oder des Rechts des Stärkeren hinaus.

Will man aber in so einer Welt, in der sich der Mensch vom Tierreich nicht mehr signifikant unterscheidet, wirklich leben? Wie z.B. in einem Nationalsozialismus, unter einem IS-Terrorregime oder in einer Diktatur nach dem Muster Chinas, Russlands oder Nordkoreas?

Oder ist nicht doch eine demokratische Gesellschaftsform, in der grundlegende Werte des menschlichen Zusammenlebens, wie sie vor allem in jüdisch-christlich geprägten Kulturkreisen über Jahrtausende hinweg tradiert und hochgehalten wurden und werden, für alle erstrebenswerter, sodass damit auch körperlich und geistig Schwächere eine faire Chance haben.

Natürlich ist es unbequem, nicht einfach zügellos dahinleben zu können, sondern stets verantwortungsbewusst und vorausschauend handeln und dabei vor allem immer auch auf den Nächsten schauen zu müssen, um so den göttlichen Willen und Plan zu erfüllen. Dafür versinkt man aber auch nicht in generelle Orientierungslosigkeit, Ausweglosigkeit und Mutlosigkeit und Sinnleere.

32.) ad

Lk 10, 1 – 12 u 17 – 20

Heute und an den kommenden Samstagen werden wegen anderweitiger Verpflichtungen unseres Pfarrers und wegen der schulisch bedingten Ferienordnung die Samstag-Vorabend-Messen durch Wort-Gottes-Feiern ersetzt werden. Dies vor allem auch deshalb, damit Angehörige unserer Pfarre, die an Sonntagen nicht zur Messe kommen können oder wollen, nicht in andere Kirchen, wie z.B. nach Gallneukirchen, Wartberg oder Pregarten, ausweichen müssen.

Gleichzeitig bietet sich dadurch auch die Gelegenheit, sich mit einer grundlegenden Frage näher auseinanderzusetzen, nämlich darüber nachzudenken, wie das drüben im Jenseits einmal sein wird.

Dazu gibt es ja viele Zugänge und Vorstellungen, nämlich beispielsweise die, dass diejenigen, die, wie man landläufig sagt, in den Himmel kommen, von Gott bedingungslos geliebt werden; dass man jene Personen wieder treffen wird, die einem dahin bereits vorausgegangen sind; oder dass es dort überhaupt ganz anders aussehen und zugehen wird wie im irdischen Leben – denken Sie beispielsweise an die satirische Beschreibung in der Geschichte „Ein Münchner im Himmel“ von Ludwig Thoma. Da geht es im Kern bekanntlich darum, dass ein Dienstmann, wie es sie früher noch auf Bahnhöfen gegeben hat, die routinemäßigen Handlungsabläufe im Himmel – wie z.B. Manna essen und Halleluja-Singen – entnervend und langweilig findet, weshalb ihn der liebe Gott mit einem Brief an die bayerische Landesregierung zurück auf die Erde schickt. Auf dem Weg dahin macht der Dienstmann einen Abstecher ins Hofbräuhaus und vergisst dort über etliche Maß Bier seinen Auftrag, weshalb die Regierung bis heute vergeblich auf die göttlichen Eingebungen wartet.

Wie wir noch sehen werden, könnte in dieser Geschichte vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit stecken.

Beginnen wir unsere Überlegungen mit der Feststellung, dass sich jeder Mensch seine Gedanken darüber macht, wie es wohl nach dem Tod weitergehen wird, dass aber aus dem Jenseits bisher noch nie jemand wieder in das irdische Leben zurückgekehrt ist.

Aus den Evangelien, die über die Auferstehung Jesu berichten, lässt sich ableiten, dass man Gott wie einen liebenden Vater bzw. wie eine liebende Mutter und wir uns als seine Kinder begreifen sollen, um ihn einigermaßen verstehen zu können – ganz wird uns dies ja ohnehin nie gelingen.

Wenn es uns im Jenseits, wie uns Jesus das versprochen hat, an nichts mangeln wird, dann dürfen wir dort ein unbedingtes und immerwährendes Geliebt-Sein und Geliebt-Werden erwarten. So wie eben Kinder von ihren Eltern geliebt werden. Mit all ihren Fehlern und Schwächen. Und auch dann noch, wenn sie immer wieder in unbotmäßiges Verhalten zurückverfallen.

Um sich ein solches Gefühl vorstellen und nachvollziehen zu können, muss man es vor allem schaffen, den Faktor „Zeit“ auszublenden. Es darf und wird im Jenseits keine Vergangenheit, aber auch keine Zukunft, so wie diese hier unsere ständigen Begleiter sind, geben. Denn mit der Vergangenheit sind bekanntlich nicht nur positive, sondern auch negative Erinnerungen verbunden und mit der Zukunft in gleicher Weise die angstvolle Erwartung vor solchen.

Sich ein Sein, das sich ausschließlich in der Gegenwart, im hier und jetzt abspielt, ist aber gar nicht so einfach. Denn wenn man jetzt die Augen schließt und darüber nachdenkt, was gegenwärtig gerade passiert, ist dieser Augenblick streng genommen ja schon wieder vorbei, also Vergangenheit. So puristisch darf man das also nicht sehen, denn sonst wäre ein Sein, also eine Existenz, im begrifflichen Sinn schon von vornherein unmöglich.

Worum es geht ist, sich einen Augenblick des höchsten Glücksgefühls vorzustellen. Dieser kann für jeden von uns ganz verschieden sein. Also z.B. die Geburt eines Kindes, ein großer beruflicher Erfolg, die Errettung aus einer gefährlichen Situation, eine Mischung aus all dem oder was auch immer – es geht vor allem darum, das daraus resultierende Gefühl des persönlich höchsten Glücklichseins herauszufiltern. Und sich vorzustellen, dass im Jenseits dieser Zustand immer präsent ist und niemals endet.

Kommt aber jeder nach seinem Tod in den Genuss dieses ewigen Glücksgefühls?
Dazu mehr dann am nächsten Samstag.

33.) ad

Lk 10, 25 – 37

Letztes Wochenende hatten wir überlegt, dass unsere Existenz im Jenseits in einem ewigen Glückszustand bestehen könnte – in einem immerwährenden Sein ohne negative Vergangenheitserinnerungen, aber auch ohne jegliche Zukunftsängste.

Und dass dieser permanente Glückszustand für jeden Menschen individuell ganz verschieden aussehen könnte, wie z.B., sich dort drüben mit seinen ihm vorausgegangenen Ahnen, sonstigen Verwandten, Bekannten und Freunden zu treffen, sich über einen persönlichen Erfolg zu freuen, innig mit seinem Partner oder seinen Kindern zusammen sein oder etwas Ähnliches.

Wir sind dann aber bei der Frage stehen geblieben, ob wirklich jeder nach seinem Tod in den Genuss dieses ewigen Glücksgefühls kommt oder vielleicht doch nicht.

Diese Frage zielt auf die Problematik ab, ob es eine ausgleichende Gerechtigkeit, also möglicherweise so etwas wie ein jüngstes Gericht gibt, d.h., ob man am Ende des Lebens für sein irdisches Verhalten vor Gott jeweils persönliche Rechenschaft ablegen muss.

Wäre das so, dann entstünde aber ein gewisser Widerspruch zu der These, dass das jenseitige Dasein in einem ewigen, immerwährenden Glücksgefühl besteht. Um diese Unstimmigkeit zu vermeiden, müsste man gleichsam eine Art „Zwischenstufe“ einziehen. Also eine interimistische Phase, in der man seine schlimmen Taten zu sühnen hat. Dieses Stadium wurde im Mittelalter als „Fegefeuer“ bezeichnet und dauerte je nach dem Ausmaß des unbotmäßigen Verhaltens mehr oder weniger lange an – gegebenenfalls sogar ewig, wenn man auch noch an die damals geläufige Erscheinungsform der „Hölle“ denkt. Mit einer solchen Vorstellung ist es dann aber wieder misslungen, den Faktor „Zeit“ auszublenden – es gäbe also wieder nicht so etwas wie Ewigkeit.

Davon abgesehen erscheint diese Konstruktion zudem nicht nur als kompliziert, sondern auch zu sehr an weltlich-menschlicher Denkweise orientiert.

Viel einfacher wird alles, wenn man das irdische Leben einmal bewusst und ganz genau in den Blick nimmt. Und sich fragt, ob es überhaupt einen Menschen gibt, der hier tatsächlich vollends glücklich ist.

Wenn wir davon ausgehend bei uns selbst beginnen, werden wir letztlich zu dem Ergebnis kommen, dass dies nicht der Fall ist. Denn auch wenn es uns hier in Österreich und speziell in Katsdorf im Grunde sehr gut geht und wir uns im Vergleich zu

anderen Menschen beileibe nicht beklagen dürfen, plagen uns doch auch immer wieder Sorgen und Nöte der verschiedensten Art: Vielleicht die eine oder andere Krankheit, ein Schicksalsschlag, ein Misserfolg, eine berufliche oder private oder sonstige persönliche Enttäuschung und vieles andere mehr. All dies führt dazu, dass das diesseitige Leben über all die Jahre hinweg und eben in Summe betrachtet nie gänzlich rund läuft.

So gesehen könnte man daher sagen, dass jedem Menschen die Rechnung für sein Fehlverhalten bereits immer schon im diesseitigen Leben präsentiert wird. Und zwar so und in dem Ausmaß, in dem Gott dies individuell jeweils für angemessen hält.

Erscheint uns dies aber gerecht, wenn wir sehen, dass der andere immer nur Glück und Erfolg und auch sonst alles zu haben scheint, was er braucht, während bei uns selbst trotz allen Bemühens eher das Gegenteil der Fall ist?

Vorsicht – nur kein Neid! Denn man kann ja in keinen anderen Menschen hineinsehen. Und so kann es durchaus sein, dass der vermeintlich Erfolgreiche letztlich schwer darunter leidet, immer noch mehr erreichen zu müssen, sodass er im schlimmsten Fall daran schließlich sogar psychisch zu Grunde geht.

Oder Menschen, die in Dürrezonen oder Überschwemmungsgebieten leben oder kriegsrische Auseinandersetzungen erdulden müssen und dabei ihr ganzes Hab und Gut verlieren: Vielleicht machen sie zum Ausgleich dafür die positive Erfahrung von echter Solidarität und Hilfeleistung durch andere – so, wie dies in der heutigen Evangelienstelle vom barmherzigen Samariter beschrieben und in unseren Gegenden eher eine Mangelercheinung ist. Außerdem kennen diese Menschen kein Mobbing, kein Burnout, keinen ständigen Termindruck und keine Angst vor Preisexplosionen und galoppierender Inflation – sie sind vielmehr gerade durch ihre Unwissenheit glücklich.

Wenn nach dieser These jedem Menschen bereits im diesseitigen Leben ein gerechter und angemessener Ausgleich zwischen Gutem und Schlechtem zuteil wird, sodass es die Vorstellung von einem jüngsten Gericht nicht braucht, kommen dann aber – um die Frage jetzt noch auf die Spitze zu treiben – sogar Kriegsverbrecher, Massenmörder, und Terroristen in den Himmel?

Diesbezüglich darf man jedenfalls nicht vergessen, dass das Verhalten solcher Personen oder Gruppen letztlich immer ein Produkt der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ist. Kriege und Terroranschläge sind also zumindest in letzter

Konsequenz insofern gleichsam „hausgemacht“, als sie stets von Menschen angezettelt werden, die sich in irgendeiner Form als Systemverlierer verstehen. Und die vor allem deshalb meinen, das bestehende System mit Gewalt ändern zu müssen, weil es auf andere Weise nicht – zumindest nicht schnell und nachhaltig genug – geht.

Außerdem ist im Zusammenhang mit der Stelle vom barmherzigen Samariter, die als Sinnbild für die Nächstenliebe steht, immer auch an das Gleichnis vom verlorenen Sohn zu denken, das als Paradigma für die letztlich bedingungslose Liebe von Eltern zu ihren Kindern bzw. von Gott zu den Menschen steht: Auch die schlimmste Untat wird einem von Gott vergeben, vorausgesetzt, man bereut einen solchen Frevel wirklich ehrlich und aufrichtig.

34.) ad

Lk 10, 38 – 42

Vorweg darf ich kurz daran erinnern, dass wir uns an den beiden vergangenen Wochenenden überlegt haben, dass sich unser Dasein im Jenseits vielleicht im Kern dadurch auszeichnet, dass es dort keine Zeit mehr gibt – also insbesondere keine erinnerungsschwangere Vergangenheit und auch keine angsterfüllte Zukunft. Vielmehr befindet man sich dort in einem immerwährenden, ewigen Glücksgefühl. Und dieses sieht vielleicht für jeden Menschen individuell ganz verschieden aus, z.B. so, dass der glücklichste Moment, den dieser jeweils erlebt hat, nie aufhört.

Weiters haben wir uns die Frage gestellt, ob jedermann, insbesondere auch die verabscheuungswürdigsten Verbrecher, wirklich diesen Zustand erreichen werden. In diesem Zusammenhang haben wir erwogen, dass es letztlich anders als noch im Altertum oder im Mittelalter keiner Vorstellung von einem jüngsten Gericht mehr bedarf, wenn es so ist, dass wir immer schon im irdischen Leben eine individuell angemessene Rechnung für alle Verfehlungen präsentiert bekommen. Hierbei dürfen wir getrost auf Gottes unendliche Barmherzigkeit zählen, wie sie insbesondere in den beiden Gleichnissen vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn zum Ausdruck kommt. Gott gibt keinen Menschen auf und deshalb kann auch der schlimmste Frevler auf Gottes Erbarmen hoffen – immer vorausgesetzt, dass er seine Verfehlungen, und wenn auch nur in der letzten Sekunde seines Lebens, aufrichtig bereut.

Vor diesem Hintergrund sind wir dann bei der Frage stehen geblieben, wie das mit jenen bedauernswerten Menschen ist, die objektiv besehen nur relativ kurz bzw. nicht lange genug gelebt haben, sodass sie gleichsam gar keine Chance gehabt haben, sich im Diesseits zu bewähren oder diese nicht mehr nutzen konnten. Zu denken wäre etwa an Kleinstkinder, die unmittelbar nach oder Geburt sterben. Oder auch an Kinder und Erwachsene, die sozusagen noch viel geplant gehabt hätten, aber zuvor ganz unvermittelt aus dem Leben gerissen wurden.

Macht es angesichts dessen vielleicht auch noch einen Unterschied, ob man von vornherein gar keine Gelegenheit hatte, zu sündigen und zu bereuen, oder ob man seine Chance nicht oder nicht rechtzeitig genützt hat?

Ich glaube nicht, denn man muss sich auch in diesem Zusammenhang von einer allzu irdischen Denkweise lösen. Denn es geht nicht um unsere weltliche Vorstellung von einer ausgleichenden Gerechtigkeit. Wesentlich scheint doch vielmehr generell zu sein, darauf abzustellen, welchen tieferen Sinn das diesseitige Leben im göttlichen Schöpfungsplan wohl hat.

Wenn man sich wiederum in Erinnerung ruft, dass das Jenseits in einem ewigen, nie beginnenden und nie endenden Glücksgefühl besteht, dann kann im Gegensatz dazu das weltliche Leben an einen solchen Zustand nicht einmal ansatzweise heranreichen. Denn im Diesseits streben zwar alle Menschen nach einem immerwährenden Hochgefühl und es werden die unterschiedlichsten Wege aufgezeigt, die uns dorthin führen sollen. Tatsächlich hat aber noch kein Mensch diesen Punkt je erreicht, geschweige denn auf Dauer. Vielmehr dominiert hier auf Erden der gleichsam graue Alltag, der für den einen erträglicher, für den anderen beschwerlicher sein mag, und aus dem Glück einerseits und Pech andererseits gleichsam als punktuell-statistische „Ausreißer“ herausragen.

Meilenweit weg von dauerhaftem Glück präsentiert sich unser Leben erfahrungsgemäß also gleichsam als eine Bewährungsprobe, als ein Durchgangsstadium. Es dauert für manchen kürzer und für manchen länger, wobei Gott letztlich keinem Unerträgliches abverlangt. Und der Tod, der dieses beendet, bedeutet – so hart und tragisch dies im Einzelfall klingen mag – nur für die Hinterbliebenen, die einen geliebten Menschen vielleicht viel zu früh verlieren, große Schmerzen und Trauer, für den Verstorbenen jedoch das Tor zur ewigen Glückseligkeit.

Auf dieses göttliche Versprechen müssen und dürfen wir immer hoffen und vertrauen.

35.) ad

Mt 10, 28 – 33

Wenn wir die wesentlichen Aussagen der letzten drei Wochenenden kurz zusammenfassen, dann könnte unser Dasein in einem ewigen Glücksgefühl ohne Anfang und ohne Ende bestehen. Und dieser Zustand wird jedem Menschen zuteil, nachdem er seine Bewährungsprobe im diesseitigen, endlichen Leben bestanden hat. Hier halten sich Glück und Pech, Schönes und Abstoßendes, Vorteil und Nachteil, Gewinn und Verlust etc. im Ergebnis die Waage. Es braucht kein jüngstes Gericht, sondern Gott belastet und beschenkt jeden Menschen in seinem Erdenleben so, wie er es für richtig und angemessen hält.

Was ist aber dann vor diesem Hintergrund unsere Aufgabe, gleichsam unser Auftrag, im diesseitigen Leben?

Jesus hat des Öfteren darauf hingewiesen, dass es vor allem um zwei Grundeinstellungen geht: Einerseits Gott und anderen den Nächsten jeweils so zu lieben wie sich selbst.

Dies bedeutet zunächst, sein Leben so anzunehmen, wie es einem von Gott geschenkt wird. Dies ist natürlich nicht besonders schwierig, wenn wir an die Sonnenseiten des Lebens denken: An die Jugendzeit; an all die schönen Dinge, die man mit seinem Partner, seinen Kindern, seinen Freunden unternehmen konnte; an berufliche Erfolge usw. – besonders, wenn man in einer friedlichen Gegend der Welt, in der es praktisch an nichts mangelt, aufwachsen und sich entfalten konnte. Dafür kann man Gott gar nicht oft und ausgiebig genug danken. Und man soll und darf das auch nicht vergessen, wenn es Phasen gibt, in denen es nicht so gut läuft. In solchen Situationen sollte man sich davor hüten, in einen Zustand zu verfallen, in dem man Gott dafür verantwortlich macht oder gar „anklagt“ – denn meist ist man ja doch in irgendeiner Weise selbst schuld an seiner eigenen Misere. Vielmehr ist es angebracht, Gott auch in solchen Situationen die Liebe nicht zu versagen, sondern darauf zu vertrauen, dass er uns immer helfend beistehen und alles zu einem guten Ende führen

wird. Wie äußert sich nun unsere Dankbarkeit zu Gott? Global betrachtet scheint eine solche Einstellung in der heutigen Zeit generell in Vergessenheit geraten zu sein. Anstatt dankbar zu sein, ist man es eher gewohnt, Ansprüche zu stellen. Denken sie an die heutige Jugend, die es gewohnt ist, ein eigenes Zimmer zu haben, und wo die Eltern um Einlass bitten müssen, bevor sie es betreten dürfen.

In gleicher Weise ist es auch um die Solidarität schlecht bestellt. Vielmehr stehen in unseren Breitengraden eher Egoismus und Ellbogentechnik im Vordergrund. Jeder ist sich selbst der Nächste, dann kommt lange nichts und erst dann der Andere.

Angesichts dessen muss man Gottes- und Nächstenliebe bzw. die Dankbarkeit diesen gegenüber gleichsam sorgsam trainieren und pflegen.

Beispielsweise dadurch, dass man regelmäßig gemeinsam Eucharistie feiert – wie wir hier, was ja nichts Anderes als „Dankesfeier“ bedeutet. Freilich ist das nur eine von mehreren Möglichkeiten, sodass nicht alle Menschen, die nicht mehr in die Kirche kommen, deswegen als gleichsam vor Gott verloren anzusehen sind. Denn man kann seine Nächstenliebe auch dadurch zum Ausdruck bringen, dass man etwa als Arzt für Kranke, als Pflegerin für bedürftige Senioren, als Lehrer für seine Schüler, als Verwaltung für die Bürger und vor allem als Reicher für die Armen da ist.

Oder am besten eine Kombination aus all dem.

Wichtig ist nur, dass man diese Grundhaltung möglichst das ganze Leben über beibehält und so als gutes Beispiel für andere vorangeht und sich in diesem Sinne im Diesseits bewährt.

36.) ad

Lk 15, 1 – 32

An jenen vergangenen Samstagabenden, an denen ich während der sogenannten „Ferienordnung“ unseren Pfarrer vertreten durfte, habe ich eine von vielen Ideen darüber darzulegen versucht, was uns vielleicht einmal im Jenseits erwarten könnte.

Als ein Fixpunkt könnte quasi gelten, dass es da drüben so etwas wie „Zeit“ nicht mehr gibt. Denn was könnte denn Ewigkeit sonst anderes bedeuten als ein Nichtvorhandensein von Vergangenheit einerseits und von Zukunft andererseits? Es existieren dort also weder schlimme Erinnerungen noch angstvolle Vorahnungen, sondern man befindet sich vielmehr im Zustand eines immerwährenden, nie endenden Glücksgefühls.

Auch eine sog. „Abrechnung“, also eine Art Gegenüberstellung aller guten und bösen Taten, die ein Mensch während seines gesamten Lebens begangen hat, wird es wohl ebenfalls nicht geben. Alles deutet eher darauf hin, dass man den Lohn bzw. die Strafe dafür – wenn man einen Lebenszyklus in Summe betrachtet – jeweils bereits im Diesseits in einem je und je angemessenen Ausmaß erhalten haben wird.

Und schließlich steht das Himmelreich für jeden offen. Dies wird gerade in den heutigen Schriftstellen nachdrücklich betont. Danach ist der christliche Gott nicht eine zürnende, sondern eine unendlich liebende Wesenseinheit, die über unsere Vorstellung von Mutter- oder Vaterliebe noch weit hinausgeht. Jeder kann gerettet werden, selbst wenn zuvor seine Sünden auch noch so groß gewesen sein mögen. Voraussetzung ist allerdings eine aufrichtige innerliche und zugleich auf eigenem Antrieb basierende Einsicht in das Fehlverhalten und daran anknüpfend eine aktive, tätige Reue.

Einsicht ist allerdings ohne ein permanentes Hinterfragen seines Verhaltens nicht denkbar. Habe ich alles gut gemacht? Hatte ich gute Absichten, und wenn ja, hätte ich diese vielleicht auch noch besser umsetzen können? Habe ich durch mein Verhalten einen anderen Menschen physisch oder psychisch verletzt? Eine ehrliche Selbstreflexion wird meist durchaus noch Verbesserungspotential zutage fördern.

Insgesamt betrachtet muss man aber angesichts dessen wohl keine allzu große Angst vor dem Tod haben – schlimm ist der Tod in erster Linie für die Überlebenden, auf den Verstorbenen wartet hingegen, wie schon gesagt, ein ewiges, von allen Mühen des Diesseits entlastetes ewiges Glücksgefühl.

Allerdings hat dieses rundum optimistische Bild doch einen gravierenden Haken: Denn was ist mit jenen Menschen, die nicht mehr – so wie der verlorene Sohn im heutigen Gleichnis – rechtzeitig umkehren können, z.B., weil sie zu früh der Tod ereilt? Oder mit jenen bedauernswerten Personen, die in erster Linie die Schattenseiten des Lebens kennengelernt haben oder von einem extrem harten Schicksalsschlag ereilt wurden?

Wir verdrängen gerne, dass in vielen Fällen nicht Gott, sondern wir selbst für viele Misereen verantwortlich sind. Eine auch insofern ehrliche Selbstreflexion kann manches, aber nicht alles erklären. Z.B. dürfen wir uns dann, wenn wir eine Technik verwenden, die wir nicht vollends beherrschen, auch nicht wundern, wenn manchmal ein daraus resultierendes schlimmes Unglück passiert. Ebenso sind Kriege und die Auswüchse des Klimawandels von uns Menschen gleichsam hausgemacht wie vieles andere mehr.

Ungeachtet dessen verbleiben daneben aber immer noch zahlreiche Fälle, in denen Menschen ein Unglück widerfährt, an dem sie keinerlei objektiv erkennbare Schuld trifft und das er so besehen auch in keiner Weise hätte verhindern können, wie z.B. eine ansteckende und zugleich unheilbare Krankheit.

Gleichsam von außen besehen lässt sich dieser Problemfall gedanklich nur so lösen, dass das irdische Leben schon von Anfang an schlicht und einfach ungerecht ist. Und die Aufgabe jedes Einzelnen gerade darin besteht, sich in diesem Leben unter ungleichen, vergleichsweise widrigen Start- und Rahmenbedingungen so gut als möglich zu bewähren.

Daher muss man sich auch nicht schuldig dafür fühlen, dass es einem vielleicht besser geht als einem anderen Mitmenschen, denn ein solcher Startvorteil ist gleichsam gottgewollt. Allerdings ist aber sehr wohl dazu verpflichtet, objektive Ungerechtigkeiten so weit auszugleichen, als einem dies subjektiv möglich ist – also kurz gesagt dem Bedürftigen so weit zu helfen, als einem dies nur irgendwie möglich und zumutbar ist.

Darin besteht die letztlich besonders schwere Herausforderung, ein im christlichen Sinne gutes Leben zu führen: Denn man kann sich nie wirklich sicher sein, dass man nicht noch mehr tun könnte oder das Getane nicht noch hätte besser machen können.

37.) ad

Lk 10, 1 – 9

Vergangenes Wochenende wurden wir bei den Gottesdiensten – wie schon zuvor im aktuellen Pfarrblatt – über die Neuorganisation unserer Pfarre informiert. Das alles klingt und klingt noch ein bisschen theoretisch und lässt sich vielleicht kurz so zusammenfassen, dass für das Katsdorfer Kirchenvolk zumindest im Grundsätzlichen alles beim Alten bleibt: Wir haben einen eigenen Pfarrer und ein Seelsorgeteam; diese beiden Einrichtungen unterstützend wird die Laienbeteiligung künftig hoffentlich noch spürbar stärker werden.

Aber, wie ein bekanntes Sprichwort sagt: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Im übertragenen Sinn soll das heißen: Allein mit einer bloßen Neuorganisation der Pfarren in ganz Oberösterreich ist es noch nicht getan. Denn der notorische Priestermangel wird dadurch ebenso wenig behoben werden wie die fortdauernde Nichtberücksichtigung von Frauen für Leitungspositionen, die ständig steigende Zahl von Kirchaustritten und viele andere brennende Dauerprobleme unserer Glaubensgemeinschaft.

Zur formalen Neuorganisation wird daher auch eine inhaltliche Neuausrichtung unserer Geisteshaltung kommen müssen. Vor allem eine solche, die nicht bloß ein Strohfeuer verkörpert, sondern auch wirklich nachhaltig ist.

Schauen wir in diesem Zusammenhang vielleicht gleich einmal auf die zentrale Ausdrucksform des christlichen Glaubens, nämlich: die heilige Messe. Warum kommt diese bei den jüngeren Generationen heutzutage – salopp gesagt – nicht mehr an?

In einer der letzten Ausgaben einer regionalen Gratis-Zeitung, nämlich der *„Perger Tip(p)s“* (39. Woche, Seite 2), gab es zu diesem Thema einen ganzseitigen Artikel mit dem Titel *„Junge Kirche: Neue Art von Messfeier begeistert junge Menschen für die Kirche“* zu lesen. Kurz zusammengefasst geht es darin um Folgendes: In Schwertberg wird einmal im Monat die Samstag-Abendmesse von Jugendlichen mit Lichtinstallationen und vor allem – wie es in deren Jargon heißt – „fetzig Liedern“ gestaltet. Eine „After-Church-Party“, speziell angefertigte T-Shirts usw. runden die Sache dem heutigen Zeitgeist entsprechend ab.

Ganz neu ist dieses Konzept nicht, denn rhythmische Messen gab es als Ausfluss der damaligen sog. „68-er“-Bewegung und in Kombination mit dem „aggiornamento“-Aufruf des II. Vatikanums auch schon zu meiner Jugendzeit. Solche Messgestaltungen konnten sich aber über die folgenden Jahrzehnte hinweg nie richtig etablieren. Warum eigentlich? Wohl deshalb, weil ganz generell jeder Erneuerungsversuch stets auf seinen Widerpart, nämlich den Traditionalismus, stößt: Letzterer zielt darauf ab,

nach der Überwindung einer gewissen Phase der „Schockstarre“ das bisher Gewohnte und Althergebrachte nach Kräften zu verteidigen und auch zu bewahren.

In diesem Wechselspiel zeigt dann letztlich der Zeitverlauf als gleichsam unbestechlicher Schiedsrichter, ob sich das Evolutionäre oder die Tradition faktisch durchsetzt. Ein Beispiel für eine – zumindest bislang nachhaltige – Veränderung bildet die Antwortformel: *„Ja, er ist in unserer Mitte!“* anstelle von *„Und mit deinem Geiste!“*; sie reicht allerdings nicht über das Gebiet unserer Pfarre hinaus. Umgekehrt ist man von dem noch vom Vorgängerpfarrer eingeführten Stehen vom Messbeginn bis zur Lesung eher rasch wieder abgekommen. Oder die Frage der Kommunionsspendung bei Wort-Gottes-Feiern: in der Diözese Linz ist das Standard, hier in Gallneukirchen, in Katsdorf (oder in ganz „Mühlviertel Mitte“?) nicht. Und so ließen sich bezüglich des Gegensatzes „Veränderung vs. Tradition“ viele ähnliche, vergleichsweise allerdings stets bloße Detailfragen betreffende Beispiele anführen.

Soweit es davon abgesehen gleichsam das große Ganze betrifft, glaube ich, dass der wahre Grund für die Abkehr der jüngeren Generationen von der Institution „Messe“ nicht im Widerstreit zwischen „fetzig“, dafür modernen, versus traditionellen, infolge oftmaligen Hörens allerdings bereits als langweilig oder altmodisch empfundenen Liedern liegt, sondern vielmehr in einem Aspekt, den man quasi als „den Fluch der Formel“ bezeichnen könnte.

Formeln sind praktisch, denn sobald man sie beherrscht, ist das Ergebnis klar vorhersehbar, ohne dass man viel nachdenken muss – also: große Sicherheit, wenig Mühe und Aufwand.

Aber: Nehmen Sie bspw. an, sie würden nicht bloß einmal im Jahr, sondern jeden Monat, jede Woche oder gar jeden Tag ihren Geburtstag feiern. Was wäre die Folge? Es ist völlig klar, dass eine derartige Anhäufung umso schneller ihren Reiz verlieren und langweilig werden würde, je kürzer die dazwischenliegenden Intervalle werden. Das Besondere, der Event-Charakter an sich, geht verloren. Das kann man bei uns auch im weltlichen Bereich gut beobachten, in dem sich Katsdorf bereits den Ruf einer Feier-Gemeinde nach dem Motto: „Jeden Freitag und Samstag mindestens ein Fest“ erworben hat. Klar: Jeder Verein braucht Geld. Aber: Die Teilnehmer sind weitgehend immer dieselben, werden langsam weniger und bleiben schließlich ganz aus.

Jeden Sonntag eine Messe, die zum überwiegenden Teil aus immer wieder repetierten Formeln besteht – das kann für die heutige Event-Generation kaum noch anzie-

hend wirken, zumal die weltlichen Festivitäten eine große Konkurrenz darstellen. Auch der Versuch, die kirchlichen mit weltlichen Events zu kombinieren, garantiert nicht selbstverständlich und vor allem auch nicht dauerhaft einen Erfolg.

In Schwertberg scheint man in der „Jungen Kirche“ mit der Mischung aus einem längeren Intervall (12 Mal im Jahr) und dem heutzutage scheinbar unverzichtbaren Eventcharakter – denn am wichtigsten, da braucht man sich gar nichts vorzumachen, ist für die Jugendlichen nicht die Evangelien-Perikope, sondern zweifellos die Party nach der Messe – derzeit noch richtig zu liegen. Ich betone: „noch“, denn das Konzept funktioniert ja vorhersehbar nur so lange, als sich genügend freiwillige Helfer finden, die die Gestaltung solcher Messen zu organisieren vermögen.

Legen wir uns daher hier in Katsdorf, wo wir das Glück haben, über eine gesunde Organisationsstruktur zu verfügen, für die nähere Zukunft die Latte nicht allzu hoch. Es genügt, wenn wir die Grundhaltung einnehmen, Neuem gegenüber nicht prinzipiell skeptisch oder gar ablehnend, sondern zunächst einmal prinzipiell positiv gegenüberstehen und es solcherart einmal zulassen. Wenn es nicht ankommt, dann wird es sich letztlich auch nicht durchsetzen.

Im Schloss Riedegg wurde heuer angesichts kontinuierlich sinkender Besucherzahlen in den letzten Jahren erstmals eine Umfrage durchgeführt, ob die kommende Christmette wie bisher um 22:00 Uhr oder um 20:00 Uhr oder gar schon um 16:00 Uhr beginnen soll. Diese Art der Meinungsbildung in einer doch ziemlich zentralen liturgischen Frage ist neu und auf das Ergebnis bin ich schon wirklich gespannt.

Persönlich wäre ich außerdem schon zufrieden, wenn uns der Samstag-Vorabend-Termin künftig weiterhin erhalten bleibt. Einige Katsdorfer sind ja angesichts dessen, dass dieser in den letzten Jahren öfter ausgefallen ist, nach Gallneukirchen quasi ausgependelt und dort leider auch auf Dauer hängen geblieben ...

38.) ad

Joh 2, 13 – 22

Vor ca. 75 Jahren fielen die ersten Atombomben – für die davon Betroffenen natürlich furchtbar, aber immerhin wurde dadurch damals Gott sei Dank der Zweite Weltkrieg beendet.

Vor einem halben Jahrhundert hat uns unser Lateinprofessor im Gymnasium erzählt, dass es im Mittelalter einem Forscher um ein Haar gelungen wäre, mittels Kettenreaktion den gesamten Sauerstoff der Welt zu entzünden und damit alle Lebewesen zu vernichten.

Ich glaube zwar nicht, dass diese Geschichte wirklich wahr ist. Vermutlich handelte es sich bloß um einen Roman, den er gelesen hatte.

Nicht zu leugnen ist aber, dass wir heute wieder vor ähnlichen Dilemmata stehen, wenn wir die gegenwärtigen Hauptschauplätze der Welt näher betrachten: Den Russland-Ukraine-Krieg, in dem wieder mit dem Einsatz von Atomwaffen gedroht wird; und die derzeit gerade stattfindende jährliche Weltklimakonferenz in Ägypten sowie – etwas in Vergessenheit geraten, aber nichtsdestoweniger gefährlich – die immer noch allgegenwärtige Corona-Pandemie, die alle jeweils keine rosige Zukunft verheißen.

Alle drei Katastrophen sind letzten Endes auf menschliches Fehlverhalten zurückzuführen – der Klimawandel aber in ganz besonderer Weise. Schon seit Jahrhunderten, am augenfälligsten seit dem Beginn der Industrialisierung, betreibt der Mensch Raubbau an der Natur. Im großen wie im kleinen Stil. Halten Sie sich als Beispiele etwa vor Augen, dass in Brasilien der Regenwald in Massen abgeholzt wird, um den Plantagenbesitzern noch mehr und noch größere Anbauflächen für Soja und Palmöl zu ermöglichen. Wenn dieses für den ganzen Erdball extrem klimaschädliche Verhalten zu recht immer wieder scharf verurteilt wird, sollten wir aber gleichzeitig auch daran denken, wieviel Wald in Österreich weichen muss, um den angeblichen Bedarf nach immer mehr und ausgedehnteren Schipisten, Baugründen oder Christbäumen zu decken, die dann nach Weihnachten in Massen nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar mit erheblichem Aufwand entsorgt werden müssen.

Schon im Vorfeld der Weltklimakonferenz wurde von allen Seiten betont, dass man sich ohnehin keine bahnbrechenden Resultate erwarten darf. Das Ziel, die Erderwärmung bis zum Jahr 2050 auf 1,5 Grad einzudämmen – optimal wäre freilich 0 Grad! – ist ohnehin außer Reichweite, und wenn man effektiv wenigstens auf 2,5 Grad käme, wäre das schon ein politischer Erfolg. Aber um welchen Preis?

Wir freuen uns hier in Europa momentan darüber, dass im November Temperaturen wie im Frühling herrschen. Das ist natürlich extrem kurzsichtig. Denn gleichzeitig schmelzen die Gletscher und damit der Wasservorrat für die nächsten Jahre und Jahrzehnte. Außerdem werden die Sommer immer heißer und damit die Unwettergefahren und Sturmschäden immer größer.

Man weiß und sieht und spürt das alles, aber wir haben vergleichsweise immer noch großes Glück, wenn man beispielsweise nach Afrika blickt, wo es für den gesamten Kontinent viel zu wenig Wasser gibt, oder umgekehrt nach Ostasien, wo ganze Landstriche im Dauermonsunregen ertrinken. Solange diese Phänomäne derzeit noch relativ langsam auf Europa, die USA und Australien übergreifen, können diese von der Politik immer noch als singuläre Ausnahmereischeinungen dargestellt und die Betroffenen mit Beileids- und Unterstützungsbekundungen abgespeist werden. Immerhin bequemt man sich in jüngerer Zeit zu finanziellen Hilfeleistungen, die aber vielfach auch durch private Spenden – wie z.B. Nachbar in Not – aufgebracht werden.

Große Teile der Bevölkerung wissen das, aber signifikante Änderungen sind trotzdem nicht in Sicht. Wieso kann sich die globale und lokale Politik ein derartiges Bestehen auf dem offensichtlich falschen Weg trotzdem und dazu noch dauerhaft leisten?

Mehr dazu dann am nächsten Mittwoch ...

39.) ad

Lk 19, 11 – 28

Bis jetzt hat die Weltklimakonferenz noch keine bahnbrechenden Resultate gebracht. In aller Bescheidenheit, die man von solchen Veranstaltungen schon sattam gewohnt ist, wertet man es schon als einen Erfolg, dass jene Staaten, die als Hauptverursacher der Treibhausgasemissionen gelten, Entschädigungen leisten sollen. Diese Zusage ist freilich noch vage und noch viel weiter weg von einer Realisierung. Vor allem aber bringen die vielen Milliarden Dollar eines nicht: Die dringend notwendige faktische Eindämmung, erst recht nicht die vernunftgebotene Reduktion der Erderwärmung auf null.

Wie letzten Mittwoch schon angekündigt, wollen wir uns heute mit der Frage auseinandersetzen, wie es denn bloß sein kann, dass die ganz wenigen Menschen, die die zentralen Fäden der globalen Macht in ihren Händen halten, fortgesetzt gegen jede Vernunft handeln und man sie dabei Jahre, ja sogar Jahrzehnte lang gewähren lässt.

Um dies zu verstehen, sollte man sich vielleicht das aktuelle Beispiel eines Raketen-einschlages in Polen vor Augen führen, der gestern neben großen Sachschäden bedauerlicherweise auch zwei Todesopfer gefordert hat. Offensichtlich hat da ein Angriff im Rahmen des Russland-Ukraine-Krieges sein Ziel verfehlt und Hoheitsgebiet der NATO verletzt. Wie auch immer: Im Kern geht es darum, dass jedenfalls irgendjemand einen Fehler gemacht hat. Und wie es dann immer ist, wenn Fehler passieren: Es wird sofort nach einem Schuldigen gesucht, damit dieser verantwortlich gemacht werden kann. Diese Ermittlungstätigkeiten führen wiederum dazu, dass jeder Betretene eine ihm angelastete Schuld sofort von sich weist. Schließlich will niemand die Folgen für Fehlleistungen tragen müssen. Damit führt die Schuldigensuche immer weiter zur nächsten Person und dreht sich insgesamt so lange im Kreis, bis entweder überhaupt niemand gefunden kann, dem sich die Verantwortung anlasten lässt. Oder bis dem tatsächlich Schuldigen alles Leugnen nicht mehr hilft. Dann folgt die Bestrafung, und der Rachedurst der von den Fehlerfolgen Betroffenen ist einigermaßen gestillt. Und wie sieht nun eine solche Bestrafung auf der Ebene der mächtigsten Weltherrscher tatsächlich aus? In Wahrheit besteht sie letztlich ohnehin nur in einem mehr oder weniger starken Gesichtsverlust, der nach einiger Zeit ohnehin wieder vergessen ist.

Alle Politiker aller Kategorien kennen natürlich dieses Ritual. Und wenn man diese Verhaltensweise objektiv betrachtet, drängt sich einem unwillkürlich das Bild „Kindergartenmentalität“ auf. Von daher besehen mutet das Verhalten der Weltenherrscher geradezu lächerlich an, wenn man bedenkt, was für die Weltbevölkerung insgesamt auf dem Spiel steht: Die Menschheit steuert auf einen Abgrund zu, die Weltzerstörung schreitet immer unaufhaltsamer voran – und all das soll sich nur deshalb nicht verhindern lassen, damit eine handvoll Staatsoberhäupter nicht in ihrer Eitelkeit verletzt werden?

Schuld an dieser Misere sind aber nicht nur Regierungssysteme, die es nicht ermöglichen, den Herrschenden sofort Einhalt zu gebieten, wenn ihre Fehlentscheidungen schon für jedermann offensichtlich sind – so etwas ist in effektiver Form in Demokratien genauso wenig möglich wie in Diktaturen. Um unfähige Politiker aus ihren Ämtern entfernen zu können, braucht es lange Zeit – aber dann ist es leider vielfach schon

zu spät. Der andere essentielle Faktor am Elend besteht darin, dass sich die Marktwirtschaft irgendwann selbst ad absurdum führt: Alle Wirtschaftstheoretiker wissen das, die Misere ist also systembedingt. Man hätte daher den exzessiven Auswirkungen schon viel früher und energischer entgegenzutreten müssen. Die urmenschliche Gier nach immer besser, immer bequemer, immer mehr schon viel früher eindämmen, also den Egoismus zähmen und daran denken müssen, dass wir auch den nächsten Generationen noch eine lebenswerte Welt hinterlassen sollen.

Hoffentlich ist es dafür nicht wirklich schon endgültig zu spät.

Und hoffentlich lernt die Menschheit doch noch eine andere Form von Fehlerkultur.

Dazu mehr am nächsten Mittwoch.

40.) ad

Lk 21, 12 – 19

Soweit es die in den letzten Wochen abgehaltene Weltklimakonferenz betrifft, haben sich die Dinge leider tatsächlich so entwickelt, wie es vorweg schon zu befürchten war: Man durfte sich ja nicht viel erwarten, und so ist nicht mehr übriggeblieben als eine vage Zusage, dass die großen Industriestaaten als Hauptverursacher der durch übermäßigen CO₂-Ausstoß bewirkten Erderwärmung die Entwicklungsstaaten dafür entschädigen sollen.

Geld bewirkt allerdings keine Heilung der Natur.

Obwohl jedermann bewusst ist, dass es notwendig wäre, die Erderwärmung sofort – und nicht bloß auf 1,5°C, sondern – auf 0°C einzudämmen, kann man es sich nicht erklären, warum dieser Erkenntnis nicht auch die nötigen Taten folgen.

Ja, leider kann der Mensch auch irrational handeln. Dies gilt besonders dann, wenn ansonsten die Konsequenzen darin bestünden, dass man sich von bisher Liebgewonnenem verabschieden oder sich einschränken, also den gewohnten Standard aufgeben muss.

Außerdem gibt man nicht gerne zu, Fehler gemacht oder Fehlentwicklungen nicht rechtzeitig erkannt zu haben. Dabei ist es gerade das, was den Menschen gegenüber den anderen Lebewesen so auszeichnet: Fehler zu machen, diese zu erkennen und daraus zu lernen, diese künftig zu vermeiden.

Man sollte daher jemanden, der einen Fehler macht, nicht anprangern, sondern ihm vielmehr dankbar dafür sein, dass er auf diese Weise den Weg für eine Weiterentwicklung bereitet hat. Leider ist aber in unserer vermeintlichen Erfolgsgesellschaft das Gegenteil der Fall: Es kann einem nichts Schlimmeres passieren, als etwas falsch zu machen – was freilich die anderen nicht daran hindert, aus diesem Fehler zu lernen und ihn künftig zu vermeiden.

Moralisch richtig wäre es daher, dass einem der Fehler nicht vorgehalten oder dass die übliche Reaktion der Restgesellschaft immer darin besteht, den Irrenden mehr oder weniger an den Pranger zu stellen. So wie man es bei Kleinkindern toleriert, wenn diese etwas falsch machen, sollte sich also generell eine Fehlerkultur dahin entwickeln, dass man das Positive daran, nämlich den Lerneffekt herausstreicht.

Solange aber die gegenteilige Haltung vorherrscht, ist es kein Wunder, wenn sich alle maßgeblichen Entscheidungsträger regelrecht davor fürchten, einen Fehler zu machen. Dies führt einerseits zu Entscheidungsschwäche, andererseits aber auch dazu, dass man fehlerhafte Wege vor allem deshalb nicht mehr verlassen oder korrigieren kann, um nicht zugeben zu müssen, etwas falsch gemacht zu haben. Daher gibt es kein „Zurück!“ mehr beim Ukraine-Krieg oder beim hemmungslosen CO₂-Ausstoß oder in Bezug auf die vielen anderen weichenstellenden Entscheidungen der wenigen weltbeherrschenden Staatsmänner. Wären es Frauen, die von Natur aus altruistischer eingestellt sind, würde die heutige Welt sehr wahrscheinlich anders aussehen.

So aber setzen sich bislang jene durch, die im Interesse der unbedingten Wohlstandserhaltung immer wieder abwiegen und beschwichtigen und darauf verweisen, dass sich der Mensch im Verlauf der Evolution noch immer den geänderten natürlichen Rahmenbedingungen angepasst hat.

Die Frage ist halt nur: Wie lange noch?